

Joachim Küchenhoff

Die Achtung vor dem Anderen

Psychoanalyse und Kulturwissenschaften im Dialog

© Velbrück Wissenschaft 2005

Vorwort

In allen Lebens- und Wissensbereichen hat der Gedanke der Vernetzung sich ausgebreitet. Die moderne Neurobiologie arbeitet mit den Modellen der neuronalen Netzwerke. Soziale Netzwerke helfen bei der psychosozialen Wiedereingliederung von Menschen, die am Rande der Gesellschaft stehen. Wissenschaftliche Kommunikation soll heute nicht nur in den eigenen Fachbereichen bleiben, sondern auf andere ausgreifen, inter-, ja gar transdisziplinär werden. Die Beispiele ließen sich fortsetzen. Zwei globale Netze beherrschen das Alltagsleben in allen Bereichen, die globalisierten Märkte im Spät- oder konkurrenzlosen Kapitalismus und das Internet, das die Möglichkeiten des Informationsaustausches revolutioniert hat.

Ein Seil verbindet zwei Menschen, ein Netz eine Vielzahl von Einzelpersonen. Ist es denn richtig, von Verbindung zu sprechen? Lässt sich darauf die Wirksamkeit globalisierter Märkte oder globalisierter Information reduzieren? Oder wirken die Netzwerke auf die so vernetzten Individuen zurück und verändern sie? Nicht nur in der Neurobiologie wird aus guten Gründen von dynamischen Netzwerken gesprochen; sobald soziale Interaktionen eingeschlossen sind, kann auch von dialektischen Netzwerken gesprochen werden: die Interaktionsformen werden durch die Interaktionspartner verändert, ebenso wie diese durch die Interaktionsform geprägt werden. Netz und Netzteilnehmer konstituieren sich gegenseitig. Deshalb ist es kein Wunder, dass Handelsbeziehungen und Marktangebote Bedürfnisse schaffen, die von den Handelspartnern oft als genuin individuell erlebt werden, die also rasch ins Repertoire der eigenen Persönlichkeit aufgenommen werden.

Wissenschaften können in unterschiedlichem Ausmaße auf Vernetzung, auf Inter- oder

Transdisziplinarität hin ausgelegt sein.

Dabei lässt sich keine Wissenschaft festlegen auf einzelwissenschaftliche Spezialisierung oder Interdisziplinarität. Wissenschaftler, die es vermögen, einer scheinbar ganz spezialisierten Disziplin allgemeine Geltung im Rahmen des Wissenschaftsbetriebs zu verschaffen oder sogar über ihn hinaus, verändern die Vernetzungsgrundlagen eines Fachs und werden deshalb zu Recht bekannt. Physiker wie Heisenberg und C.#F. von Weizsäcker, in jüngster Zeit S. Hawkings, haben das spezialisierte Fach Physik über die Grenzen der Naturwissenschaft hinausgeführt und an die Grundfragen der Philosophie angeschlossen: Jan Assmann hat das »Orchideenfach« Ägyptologie geradezu populär gemacht, indem er die Fragestellungen des spezifischen Fachbereichs ausgeweitet und verallgemeinert hat, zum Beispiel bei der Untersuchung kultureller Erinnerungsmuster.

Auch hier ließen sich die Beispiele fortsetzen. – Andere Disziplinen scheinen einem Rhythmus der Kontraktion und Expansion zu folgen; fachinterne Spezialisierung und interdisziplinäre Ausweitung wechseln einander ab. So hat die Linguistik als eng umschriebenes Fach begonnen, sich – im Zuge des Strukturalismus – rasch zu einer Modellwissenschaft entwickelt, die der Psychologie, Ethnologie, Soziologie oder Psychologie strukturelle Modelle zur Untersuchung von Zeichenstrukturen geliefert hat. Mittlerweile scheint sie sich, nach dieser semiotischen Ausweitung, vielerorts auf die Ursprungsaufgabe zurückzubedenken.

Die Geschichte der Psychoanalyse ist ebenfalls von diesem Rhythmus geprägt, allerdings hat die Unentschiedenheit, ob sie nun eine Spezialwissenschaft (der Medizin bzw. der Psychiatrie) sei oder eine Querschnittswissenschaft, die an vielen Fakultäten zu Hause sein müsste, auch oft zu lähmenden Richtungszweifeln oder Richtungsstreitigkeiten geführt.

Bekanntlich hat Freud die Utopie einer psychoanalytischen Hochschule ausgesprochen interdisziplinär beschrieben. »Wenn man, was heute noch phantastisch klingen mag, eine psychoanalytische Hochschule zu gründen hätte, so müsste an dieser vieles gelehrt werden, was auch die medizinische Fakultät lehrt: neben der Tiefenpsychologie (...) eine Einführung in die Biologie, in möglichst großem Umfange die Kunde vom Sexualleben, eine Bekanntheit mit den Krankheitsbildern der Psychiatrie. Andererseits würde der analytische Unterricht auch

Fächer umfassen, die dem Arzt ferne liegen und mit denen er in seiner Tätigkeit nicht zusammenkommt: Kulturwissenschaft, Mythologie, Religionspsychologie und Literaturwissenschaft. Ohne eine gute Orientierung auf diesen Gebieten steht der Analytiker einem großen Teil seines Materials verständnislos gegenüber« (Freud 1926e, S. 281).

Die psychoanalytischen Interessensvertreter waren sich unsicher, ob sie einen festen Platz in der medizinischen Fakultät anstreben oder die interdisziplinäre Bedeutung der Psychoanalyse ausarbeiten sollten. Diese Diskussion muss hier nicht nachgezeichnet werden.

Interessanter, aber auch schwieriger zu bestimmen ist die Lage der Psychoanalyse heute. In den deutschsprachigen Ländern hat sie sich sehr um Anerkennung als Therapiedisziplin und um die Finanzierung der Therapieleistungen durch die Krankenkassen bemüht. Darin war sie erfolgreich.

Mittlerweile verliert sie allerdings gerade auf diesem favorisierten Parkett rasant an Boden. Dort hingegen, wo die Berührungspunkte unsystematischer und zufälliger entstanden, in den Literaturwissenschaften, hat sie einen zwar nicht entscheidend wichtigen, aber doch anerkannten Status.

Die psychoanalytische Hochschule bleibt eine Utopie, von ihr heute zu reden klingt erneut ebenso phantastisch wie vor achtzig Jahren. Die psychoanalytischen Institute und Vereinigungen bemühen sich um Öffnung, zumindest in wissenschaftlichen Diskussionen, in der Gestaltung von Tagungen etc. Aber die Ausbildung ist nicht universitär, nicht universal. Freud hatte sicher recht: »Ohne eine gute Orientierung auf diesen Gebieten steht der Analytiker einem großen Teil seines Materials verständnislos gegenüber.« Der Psychoanalytiker braucht die Interdisziplinarität, um überhaupt Psychoanalytiker sein zu können – nichts anderes heißt dieser Satz. Anleihen bei den Kulturwissenschaften zu machen, kann dann nicht dem zusätzlichen Bildungsinteresse der Analytiker überlassen bleiben, diese interdisziplinäre »Orientierung« ist eine Grundvoraussetzung für den Beruf.

Psychoanalyse lebt von »diesen Gebieten«. – Gilt dies auch umgekehrt? Denn das müsste der Fall sein, wenn Vernetzung dialektisch genannt werden könnte. Brauchen »diese Gebiete« die

Psychoanalyse ebenso notwendig wie umgekehrt? Im Rahmen dieser Einführung soll die Frage deutlich gestellt, aber nicht beantwortet werden. Vielleicht fällt die Antwort etwas leichter nach der Lektüre des vorliegenden Buchs; jedenfalls ist das die leise Hoffnung des Autors. Dass Psychoanalyse von der Interdisziplinarität lebt, dass sie eine Vernetzungswissenschaft par excellence ist, von diesem Grundgedanken geht in jedem Fall das Buch aus. Und es versucht, Netzwerke aufzuzeigen und an ihnen zu arbeiten, ein paar Knoten weiter zu stricken.

Lohnt es sich, die Psychoanalyse überhaupt und immer noch ernstzunehmen, als wissenschaftlichen Gesprächspartner, als Nachbardisziplin?

Diese Frage gilt es vorab zu beantworten; denn ihre Bejahung ist die Bedingung für die Möglichkeit jeder Interdisziplinarität.

Die Psychoanalyse hat ohne Frage an Renommée und Einfluss eingebüßt. Ihr »Veralten« ist ihr sicherlich zum Teil auch selbst anzulasten; zu oft wurde es von Analytikern versäumt, den wissenschaftlichen und sozialen Entwicklungen gerecht zu werden. Allzu sehr haben die Organisationsstrukturen der institutionellen Psychoanalyse Vernetzungen behindert und interdisziplinäre Möglichkeiten durch eine selbstgewählte »splendid isolation« vergeben.

Dennoch hat ihre Unzeitgemäßheit tiefere, inhaltliche Gründe – sie ist in dem Sinn unzeitgemäß, wie Nietzsche dies für die klassische Philologie seiner Zeit reklamierte: im folgenden Zitat setze ich an ihrer Stelle »Psychoanalyse«, ohne sonst etwas zu verändern: »denn ich wüsste nicht, was die Psychoanalyse in unserer Zeit für einen Sinn hätte, wenn nicht den, in ihr unzeitgemäß – das heißt gegen die Zeit und dadurch auf die Zeit und hoffentlich zugunsten der kommenden Zeit – zu wirken« (Nietzsche 1966, S. 210).

»Gegen die Zeit«, quer zur Zeit, zum Zeitgeist stehen Parameter eines impliziten Menschenbildes der Psychoanalyse, so wenn sie auf Individualität beharrt und Lebensgeschichten als einzig und unverwechselbar betrachtet, auch in einer rückhaltlos globalisierten Welt, die den flexiblen, disponiblen Menschen braucht, so wie die Soziologen R. Sennett (1998) und O. Negt (2000) dies hervorragend beschrieben haben. Dieses Festhalten an eigensinnigen, unveräußerbaren Erfahrungen macht die Unangepasstheit des psychoanalytischen Denkens aus.

Die Ablehnung, die die Psychoanalyse trifft, wird so zu einem Spiegel, in dem sich gesellschaftliche Entwicklungen wie in einem Punkt zentriert zeigen (Ausgangspunkt: »Die Psychoanalyse an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. Eine zeitgemäße Wissenschaft?«). Nach dieser Verortung der Psychoanalyse in den Geistesströmungen der Gegenwart ist der Boden für die Arbeit an den interdisziplinären Netzwerken vorbereitet.

Die Philosophie ist der Gesprächspartner für den ersten Teil; für den Psychoanalytiker ist es vorrangig, aus dem Dialog mit der Philosophie für die eigene Disziplin zu lernen. Dennoch wird immer wieder auch deutlich werden, in diesem und in den anderen Abschnitten, dass die anderen Wissenschaften auch von der Psychoanalyse Denkanstöße erhalten können. Die Grenzgänge zwischen Philosophie und Psychoanalyse können wissenschaftstheoretisch, methodisch und gegenstandsbezogen interessant sein; nur der letztgenannte Aspekt wird in diesem ersten Teil aufgegriffen. Von den möglichen Inhalten werden einige vertiefend bearbeitet.

Eine wesentliche Frage der Geschichtsphilosophie richtet sich auf das Verhältnis von Gegenwart und Vergangenheit; wie wird historische Vergangenheit in der Gegenwart reproduziert? Ist sie als kulturelle Erinnerung präsent, oder ist sie nur an ihren Wirkungen sichtbar, wie sie sich in gesellschaftlichen Wertvorstellungen, in Institutionen etc. niedergeschlagen hat? Was wirkt aus der Vergangenheit her kommend fort in die Gegenwart, sind es ausschließlich die Tatsachen, die Ereignisse, oder wirken auch die nicht umgesetzten Erwartungen, die historisch versäumten Möglichkeiten auf die Jetztzeit ein? Die gleichen Fragen müssen den Psychoanalytiker beschäftigen, der sich mit dem Verhältnis von biographischer Vergangenheit und gelebter Gegenwart beschäftigt. Die psychoanalytische Kur ermöglicht es, sich selbst besser im Rahmen seiner Biographie begreifen zu lernen. Sie ermöglicht es, überhaupt Lebensgeschichte neu zu durchdenken, ja neu zu schreiben. Die Gegenwart der Therapie hilft nicht nur beim Sortieren von schon vorbestehenden Beständen der Lebensgeschichte, sondern schafft diese allererst, fördert sie allererst zu Tage. Es ist schwer, hier die richtige Formulierung zu wählen, da in der Wortwahl ungewollte Vorentscheidungen getroffen werden können, und zwar in Bezug auf die für Philosophie wie Psychoanalyse gleichermaßen dringliche Frage, ob denn die Aufarbeitung von (Lebens-)

Geschichte, also der Prozess der Erinnerung, als Rekonstruktion oder als Konstruktion aufzufassen ist. Ich habe einen dritten Weg vorgeschlagen und ihn als Prozess der Poststruktion bezeichnet; der Begriff betont die Nachträglichkeit der Erinnerungsleistung und vermeidet eine Vereinseitigung; Erinnerung in der Psychoanalyse wird weder als freischwebende Konstruktion noch als approximative Rekonstruktion des Faktischen, sondern als ein aus konstruktiven und rekonstruktiven Elementen zusammengesetztes Geflecht entwickelt (Kapitel 1: »Philosophie, Psychoanalyse und Alltagspraxis. Konzepte lebensgeschichtlicher (Re-)Konstruktion und ihre praktischen Auswirkungen«).

Warum kann von einem genuin psychoanalytischen Erinnerungsbegriff überhaupt gesprochen werden? Das ist nur berechtigt, wenn nachzuweisen wäre, dass durch die psychoanalytische Methode selbst eine spezifische Form des Erinnerns ermöglicht würde. Tatsächlich lässt sich dieser Nachweis führen, und zwar durch die Analyse der Zeitlichkeit, die implizit einem Kernkonstrukt der Psychoanalyse zugrunde liegt, nämlich der Übertragung. Übertragung heißt, dass Erfahrungen sich szenisch wiederholen, dass schließlich der Analytiker im Lichte unbewusster Erfahrungen, zum Beispiel der Kindheit, erlebt wird. Übertragung der Objektvorstellungen aus der Vergangenheit in die Gegenwart heißt auch Überkreuzung der Zeitebenen: etwas, das in der Vergangenheit als Erfahrung gemacht, der Reflexion aber nicht zugänglich wurde, weil es verdrängt oder abgespalten wurde, reproduziert sich in der Gegenwart – aber so, dass nur aus der Analyse der Gegenwart, der sich in der Analyse entfaltenden Szene, Hinweise auf diese Vergangenheitserfahrungen gefunden werden können. Die Vergangenheit bildet sich aus dem Versuch heraus, Gegenwärtiges erst einmal zu verstehen. Zugespitzt gesprochen: Vergangenheit und Gegenwart trennen sich erst im analytischen Verfahren der Übertragungsbearbeitung. Dieses Verhältnis freilich ist geschichtsphilosophisch aktuell und wichtig: die Möglichkeit, dass Erfahrungen als vergangene abgelegt und gleichsam entschärft werden, ist an ihre Aktualisierung gebunden. Vergessen ist dann nur möglich, wenn Verdrängungen aufgehoben werden – ein Zusammenhang, der für die Aufarbeitung historischer Traumatisierungen in gesellschaftlichen Kontexten wesentlich ist (Kapitel 2: »Zeit, Krankheit, Unbewusstes. Zur Bedeutung des Zeiterlebens in der Psychotherapie«).

Psychoanalysen sind nicht selbstreflexive Prozesse, die in Einsamkeit und allein durchgeführt werden können. Es braucht das Gegenüber, den Analytiker, auf den übertragen wird, der aber auch ein Jenseits der Übertragung garantiert, der nicht mit dem Übertragungsobjekt identifiziert werden kann. Für die Selbsterkenntnis ist, psychoanalytisch gesehen, der Andere wichtig, ebenso wie in der psychoanalytischen Entwicklungspsychologie aller Richtungen der Andere für die Selbstbildung entscheidend ist. Was aber, im intersubjektiven Verhältnis, unter dem Anderen zu verstehen sei, das ist eine wichtige Frage für die Gegenwartsphilosophie. Sie wird in unterscheidbaren Kontexten diskutiert; einmal geht es – anknüpfend an Hegels Philosophie des Geistes – um den Prozess der zwischenmenschlichen Anerkennung, der ja auch ein Kampf um Anerkennung (cf. Honneth 1992) ist und einen Motor des Geschichtsprozesses darstellt. Es geht aber auch um eine Ethik, die vom Fremden (cf. Waldenfels 1990, 1997) oder von der aller sozialen Interaktion vorausgehenden Erfahrung des Anderen (cf. Lévinas 1984, Huizing 1988) ihren Ausgang nimmt.

Für die psychoanalytische Metapsychologie sind beide Kontexte ertragreich; für sie ist die Denkfigur einer »Anerkennung des Anderen« noch weitgehend unausgeschöpft; dabei wird zu zeigen sein, dass sie für die Psychoanalyse zentral ist. »Anerkennung des Anderen« meint hier zunächst nicht, wie es psychoanalytisch auch sinnvoll wäre, die Anerkennung des Anderen meiner selbst, also zum Beispiel die andere Seite der Vernunft, sondern die Anerkennung der Andersheit des Mitmenschen.

Warum lässt sich sagen, dass diese Denkfigur für die Psychoanalyse zentral ist? Dies gilt in zwei Hinsichten, nämlich auf eine philosophische Grundlegung der Metapsychologie und auf die schwierige, oft vermiedene Frage einer psychoanalytischen Ethik. Wenn, wie oben angeführt wurde, die psychoanalytische Kur von der Differenz zwischen Übertragung und einem Jenseits der Übertragung lebt, so muss in jeder Objektbesetzung tatsächlich eine Perspektivierung, eine wunsch- oder angstbestimmte Beeinträchtigung des Objektes gesehen werden. Psychoanalytische Erfahrung geht nicht nur, wie dies oft beschrieben worden ist, vom Narzissmus zum Objekt (zum Beispiel bei Grunberger 1977), sondern ebenso vom Objekt zum Anderen, also vom Gewährwerden dieses Reduktionsprozesses, der aus dem anderen (notgedrungen) ein Objekt macht. Was für die Erkenntnistheorie Kants gilt, nämlich dass das Ding an sich unerkennbar sei, weil die transzendentalen Schemata uns die

Wahrnehmungen des Dings vorschreiben, die aber in uns, nicht im Ding sind, gilt auch für die emotional wichtigen Beziehungen zu anderen Menschen. Der Trieb – als Medium der (alttestamentarisch gemeinten) Erkenntnis des Anderen – macht notwendig aus dem Anderen ein Objekt (der eigenen Begierde).

Dies ist nicht nur eine erkenntnistheoretisch, sondern auch ethisch folgenreiche Figur; sie besagt, dass ein Moment der Gewalt in jeder Objektbesetzung enthalten ist, so dass es letztlich unmöglich ist, Gewalt selbst von Liebe ganz abzutrennen. Einer psychoanalytischen Ethik müsste es dementsprechend ein Anliegen sein, nicht Liebe gegen Gewalt zu setzen, also irgendwelche von außen der Psychoanalyse aufgepfropfte Wertmaßstäbe in die Therapie oder die Theorie einzuführen, sondern Gewalt in jeder Besetzung, auch jeder Liebe selbstreflexiv und selbstkritisch aufzudecken (Kapitel 3: »Verlorenes Objekt, Trennung und Anerkennung: Zur Fundierung psychoanalytischer Therapie und psychoanalytischer Ethik in der Trennungserfahrung«).

Nicht nur in der Selbsterkenntnis, sondern auch in der Selbstbildung ist, so hatten wir gesagt, der Andere bedeutsam. Entwicklung ist fortschreitende Ent-täuschung, Aufhebung einer Täuschung ebenso sehr wie Verarbeitung von Desillusionierungen. Zuerst ist zu verkraften, dass es überhaupt eine Trennung zwischen Selbst und Anderem gibt, sodann, dass das Objekt nicht immer und überall kontrollierbar ist, und schließlich, dass die Erwartungen, die sich an das Objekt richten, nicht immer und zwingend mit der »Realität« übereinstimmen, mit der Selbstvorstellung des Objektes etwa. Anerkennung des Anderen impliziert die Aufgabe, Mangel Erfahrungen zu verkraften und zu integrieren. An dieser Stelle verbindet sich eine psychoanalytische Theorie der Anerkennung des Anderen mit der Theorie der Symbolbildung oder, allgemeiner gesprochen, mit der Theorie der Repräsentation. »Denken ist etwas, das auf Schwierigkeiten folgt und dem Handeln vorausgeht«, so beschreibt B. Brecht (1968) die Notwendigkeit des politischen Engagements, das niemals Selbstzweck oder beschauliche Theorie, sondern Denken in Hinsicht auf Veränderung und somit praxisorientiert ist. In einem strengen Sinne kann dieser Satz aber auch psychoanalytisch begründet werden. Tatsächlich ist dies eine der genuinen Entdeckungen der Psychoanalyse, die für andere Wissenschaften erst fruchtbar zu machen ist, aber auch psychoanalytisch nicht immer klar benannt wird: die Entwicklung der mentalen Repräsentation, die der in dieser Hinsicht sicherlich entscheidende Psychoanalytiker W.#R. Bion schlicht Denken genannt hat, ist mit

der Entwicklung des interpersonalen Verhältnisses verbunden, und zwar in einer zweifachen Weise: dort, wo eine Erwartung, ursprünglich ein Bedürfnis, später ein Anspruch (in der Diktion von J. Lacan) nicht oder zumindest nicht sogleich erfüllt wird, entsteht Repräsentation. Dort also, wo der Andere im oben genannten Sinne ent-täuscht, entsteht Innerlichkeit, ein psychischer Innenraum.

Aber dieser Prozess der Symbolbildung ist wiederum an die Präsenz des Anderen geknüpft, an den Anderen nicht als Person, sondern als Medium, an das affektiv erträgliches Milieu, dass Ent-täuschungen verkraftbar, zu einem Ansporn werden lässt und Traumatisierungen verhindert (vgl. Kapitel 17 in diesem Buch, in dem die Repräsentationstheorie noch ausführlicher dargestellt werden wird).

Diese beiden Positionen, eine Theorie der Anerkennung und eine Theorie der Repräsentation, wobei beide Positionen miteinander verbunden sind und in der beschriebenen Art und Weise aufeinander verweisen, bilden den theoretischen Ausgangspunkt des Buchs. Auf ihre klinischen Implikationen wird immer wieder, ausführlich im abschließenden fünften Teil zurückzukommen sein, der die Erträge der interdisziplinären Arbeit in die psychoanalytische Klinik zurückträgt.

Wenn einleitend bereits die Unzeitgemäßheit der Psychoanalyse betont worden war, so lässt sich diese These in dem Projekt einer psychoanalytischen Ethik konkretisieren, in dem die ethischen Grundpositionen sich aus dem Verhältnis zum Anderen ableiten. Und diese Position hat auch gesellschaftstheoretische Konsequenzen; dadurch ist die Psychoanalyse indirekt gesellschaftskritisch, weil sie an Werten festhält, die unzeitgemäß geworden sind. Was sonst an ihr bleibt unangepasst, was sonst an ihr leistet einen Widerstand, an dem sich gesellschaftliche Prozesse reiben und somit sichtbar werden könnten? Diese ebenfalls aufs Grundsätzliche zielende Frage nach der (gesellschafts-)kritischen Potenz der Psychoanalyse wird in einer spezifischen Form aufgegriffen und zu beantworten versucht. Der Philosoph U. Sonnemann, der letzte, vor einigen Jahren verstorbene Repräsentant der Kritischen Theorie, hat zeitlebens der Psychoanalyse diese kritischen Fragen vorgehalten; er hätte dadurch als gesellschaftskritisches Gewissen für die Psychoanalytiker fungieren können, wenn er mehr rezipiert worden wäre.

Er hat Kriterien aufgestellt, die die Psychoanalyse erfüllen muss, um gesellschaftskritischen Aufgaben genügen zu können: Sie darf zugunsten der Innenwelt die Welt (zuletzt die Welt der Gesellschaft) nicht vergessen; sie darf sich in ihrem wissenschaftstheoretischen Gehalt nicht täuschen und sich zur Quasi-Naturwissenschaft reduzieren; sie muss ihre Begriffe so wählen, dass die Spontaneität therapeutischer Prozesse gewahrt und nicht stillgelegt wird; sie darf ihre Praxis nicht als bloße Theorieapplikation begreifen, sondern kann selbstbewusst ein besonderes Wechselverhältnis von Praxis und Theorie bewahren. Nur zum Teil hat sich – dies wird zu zeigen sein – die Psychoanalyse so entwickelt, dass sie diesen Kriterien genügt (Kapitel 4: »Ulrich Sonnemanns Kritik an und mit der Psychoanalyse – heute«).

Wahrscheinlich liegt heute in der Medizinalisierung der Psychoanalyse, die zugleich eine entschiedene Biologisierung bedeuten wird, die größte Gefahr, auf diesem Weg nicht voranzukommen.

Den ersten Teil des Buches beschließt ein Beitrag, der besonders deutlich zeigt, wo Psychoanalyse die Philosophie als Korrektur braucht. Dadurch ist er für den Gesamtzusammenhang des Buches wichtig. Andererseits fällt er aus dem Rahmen, weil er sich mit einem anderen Themenbereich befasst, der weit weg von Intersubjektivität und Repräsentation zu liegen scheint, mit der Frage nach der psychischen Struktur. In den letzten Jahren hat der strukturpsychologische Ansatz in der Psychoanalyse wieder besonderes Gewicht erhalten, und zwar dort, wo es darum geht, empirisch die Fähigkeiten, die strukturalen Voraussetzungen der Persönlichkeit zu erfassen. So nützlich dieser Ansatz ist, so setzt er sich doch der Gefahr aus, hinter einen in der Philosophie entfalteten dynamischen Strukturbegriff zurückzufallen, wie er selbst in der Psychopathologie, dort allerdings ohne die ihm gebührende Resonanz, genutzt worden ist. Strukturen sind lebendig und dynamisch – was so banal klingt, ist in Wahrheit theoretisch voraussetzungsreich, es hat vor allen Dingen auch therapeutisch praktische Implikationen: es geht darum, die strukturpsychologischen Ansätze der Psychoanalyse vor einem Schicksal zu bewahren, das sie in die Nähe einer vereinseitigten Ichpsychologie führen und an die Stelle von Dynamik Vermögen und Fähigkeiten setzen könnte. Dazu ist ein dynamischer Strukturbegriff auch in der Psychoanalyse erforderlich (Kapitel 5: »In Strukturen denken. Strukturkonzepte in Philosophie, Psychiatrie und Psychoanalyse und ihre praktischen Auswirkungen«).

Der zweite Teil setzt den ersten fort; er ist auch in diesem verankert. Der Körpererfahrung einen eigenen Teil zu widmen, unterstreicht, welche Bedeutung der Körper für die Psychoanalyse, welche Bedeutung die Psychoanalyse für die Analyse des Körpererlebens hat, und weist auf einen Interessenschwerpunkt des Autors hin, der in einer ersten, lang zurückliegenden Buchpublikation zum Ausdruck kommt (Küchenhoff 1992). Sicherlich ist für den Bereich der Körpererfahrung der Dialog zwischen Psychoanalyse und Philosophie besonders wichtig, und durchaus bereichernd für beide Seiten. Es soll unterstrichen werden, dass das Konzept des ersten Teils tatsächlich im zweiten weitergeführt wird; auch für die Analyse der Körpererfahrung ist der Andere, ist die Intersubjektivität konstitutiv. Von der philosophischen Seite her verdanken die Ausführungen zum Körpererleben das Meiste der philosophischen Phänomenologie des Leibes, insbesondere der Philosophie M. Merleau-Pontys. Sein Konzept der Zwischenleiblichkeit ist psychoanalytisch besonders ertragreich. Es zeigt, dass es ebenso wie die Sprache der Leib ist, durch den – vor aller Reflexion – Menschen aufeinander eingestellt oder eingestimmt sind. Leiblichkeit ist das primäre Mittel der Kommunikation. Dabei aber ist nicht der Leib als vorgängig vorhanden zu denken, so dass der Kommunikationsprozess nur die präexistenten Leiberfahrungen koordiniert. Hier kommt die psychoanalytische Erkenntnis ins Spiel, die für eine psychoanalytische Psychosomatik so außerordentlich folgenreich gewesen ist (und immer noch sein könnte), dass sich die Erfahrung des eigenen Körperselbst aus der Interaktion, aus der vorgängigen Interrelation mit Anderen, erst bildet. Körperliche Selbstbilder enthalten also die Spuren leiblicher Interaktion, und es ist therapeutisch lohnend und eine wertvolle Aufgabe psychoanalytischer Psychosomatik, die im (kranken) Körper eingefrorenen Beziehungserfahrungen wieder zu mobilisieren. Nur so und durch keine andere Wissenschaft sonst ist der psychische Anteil an körperlicher Krankheit zu entschlüsseln. Einige grundlegenden Modelle, wie Beziehungserfahrung sich in körperliches Leid umwandelt, aber auch, inwieweit körperliches Leid vor Beziehungserfahrungen gerade schützen soll, werden im Buche vorgestellt und begründet werden (Kapitel 6: »Der Körper als Ort der Beziehungsinszenierung«).

Die psychoanalytische Erfahrung kann nicht nur die Phänomenologie bzw. die phänomenologische Theorie zur Selbstverständigung, zur Klärung metapsychologischer

Vorannahmen, nutzen. Sie trägt auch ihrerseits zu einer Phänomenologie der Sinne bei. Die klinische Anordnung, das Setting der klassischen Analyse ist in dieser Hinsicht von großem, durch kein anderes Setting zu ersetzendem Wert. Denn es privilegiert das Hören und schwächt das Sehen ab; dadurch steht psychoanalytische Erfahrung im Gegensatz zu einer okulozentrierten neuzeitlichen Kultur, die das Schauen bevorzugt und zum Modell jeder Erfahrung gemacht hat. Die psychoanalytische Kultur ist eine Hörkultur; in der Kur wird auf die Worte gehört, auf ihren Klang, auf ihre assoziativen Muster; die durch freie Assoziationen freigesetzten Worte verweisen auf wichtige unbewusste Erfahrungsinhalte, umkreisen sie, und der Analytiker hat auf sie zu hören, in einem bestimmten Moment, einer günstigen Gelegenheit, einem Kairós, der sich wieder verflüchtigt. Das Hören in der Analyse ist dem musikalischen Hören vergleichbar; tatsächlich eröffnet sich hier eine kaum je genutzte kulturwissenschaftliche Vernetzung (Kapitel 7: »Sprache, Symptom, Unbewusstes. Die Hörwelt der Psychoanalyse«). – Das Sprechen in der Analyse ist weniger beeinträchtigt durch die unmittelbare optische Präsenz des Anderen; der Gesichtssinn aber neigt zur Festlegung, zur Identifizierung, zur Übernahme einer sozialen Rolle. Spezielle Herausforderungen liegen in der mimischen Reversibilität, dem wechselseitigen Anschauen – Angeschautwerden; sie zwingen zu einer wechselseitigen Bezogenheit, exponieren immer den ungeschützten Teil des eigenen Körpers, das Gesicht. Gegen diese visuelle Ausgesetztheit, diese Entmächtigung des eigenen Selbst im Blick des anderen, stellen die Kulturen jeweils spezifische »normale« Gegenmittel zur Verfügung, zum Beispiel in der Kosmetik oder in der sog. Schönheitschirurgie. Mittel einer Blickabwehr/-beherrschung werden auch in klinischen Phänomenen von Patienten spontan mobilisiert. – Ist durch die Psychoanalyse die Grenze zwischen Normalität und Krankheit von Anfang an eingerissen worden, so erweist sich gerade in dem Verständnis der Körpererfahrung der psychoanalytische Ansatz als besonders hilfreich. Phänomene »normaler« sozialer Interaktionen lassen sich mit klinischen Symptombildungen zusammenführen, klinische und kulturell anerkannte Lösungswege können miteinander verglichen werden – so entsteht eine wichtige Brücke zwischen Psychopathologie und den Sozialwissenschaften vgl. Kapitel 8: »Ich sehe was, das du nicht siehst ...«. Gesicht und Identität im Blick des Anderen«).

Es ist kein Zufall, dass diese Brücke anlässlich der Körpererfahrung geschlagen wird. Denn es ist ein soziologisch aufzuklärender Befund, dass dem Körper, und zwar vor allem dem jungen und gesunden Körper, in unserer Gesellschaft eine besondere, inhaltlich aufzuklärende

Bedeutung zugesprochen wird. Dem Körper wird eine ihm nicht selbstverständlich zukommende Aufgabe zugeschrieben, die Aufgabe der Identitätsbildung. Anforderungen an eine gelingende Lebenspraxis, an Sinnstiftung, an Selbstverwirklichung werden auf den Umgang mit dem eigenen Körper verschoben. Die Beanspruchung des Körpers für die Stabilisierung von Identitätsgefühlen führt aber ihrerseits zu einem Verkümmern anderer Erfahrungsdimensionen des Körpers. Die Instrumentalisierung des Körpers setzt nicht nur an der öffentlichen Seite des Körpers, an Kleidung, Habitus etc. an, sondern am Körper selbst. Es bedarf der psychoanalytischen Methode, um diese gesellschaftliche Indienstnahme des Körpers zu verstehen (Kapitel 9: »Öffentlichkeit und Körpererfahrung«).

Der soeben erwähnte Beitrag zum Zusammenhang von Öffentlichkeit und Körpererfahrung könnte ebenso gut im dritten wie im zweiten Teil stehen; er markiert den Übergang zwischen beiden.

Der dritte Teil widmet sich dem Dialog zwischen Psychoanalyse und Gesellschaftswissenschaften und lotet einige Bereiche aus, in denen Psychoanalyse etwas beitragen kann zur Analyse der Gesellschaft. Nur wenige Psychoanalytiker haben an diesem Dialog festgehalten, der im Zuge der Studentenbewegung eine Zeitlang aktuell war, dann aber verkümmerte – Reflex auf die fachwissenschaftliche Vereinzelung, nicht nur, aber auch der Psychoanalyse. – Die Grenzgänge zwischen Psychoanalyse und Gesellschaft können auf unterschiedlichem Abstraktionsgrad ablaufen, wobei nicht von vornherein entscheidbar ist, welches der bessere Weg ist. Die aufs Ganze der gesellschaftlichen Verfassung gerichtete abstrakte Analyse vermag es leichter, die markanten Entwicklungslinien herauszuarbeiten, die von beiden Seiten, von Seiten der Soziologie wie der Psychoanalyse, betrachtet werden können; ihr Risiko ist die Güte der Verankerung der Thesen im empirischen Befund. Die auf konkretere gesellschaftliche Institutionen oder Fragestellungen gerichtete Analyse kann im Detail empirisch exakter sein, bleibt aber der Gefahr ausgesetzt, sich im Detail zu verlieren. – Die Grundsätze einer interdisziplinären Erforschung von sozio-psychodynamischen Zusammenhängen wurden in den einleitenden Bemerkungen zur Unzeitgemäßheit der Psychoanalyse und im vierten Kapitel skizziert.

Die folgenden Kapitel widmen sich zwei konkreten Segmenten gesellschaftlicher Veränderungen, die Rückwirkungen auf die Psychoanalyse haben und die psychoanalytisch erhellt werden müssen, der Familie und die Umwelt. Psychoanalytische Konzepte haben ein

Familienmuster zur Voraussetzung, das sich an der Normalfiktion der Kernfamilie orientiert, die aus mindestens zwei Generationen besteht, in der Regel nach wie vor aus dem Zusammenleben von Eltern und Kindern. Immer wieder ist die Universalität dieses Familienmusters angezweifelt worden, es wurde als europäisch-westliches Muster gekennzeichnet und der Psychoanalyse vorgeworfen, dass sie ihr eurozentrisches Weltbild ohne ausreichende Begründung globalisiere. Von daher müssen Befunde besonders interessant sein, die von ethnologischer und soziologischer Seite die relative Stabilität des Kernfamilien-Paradigmas über die Geschichte und über die Kulturen hinweg belegen. Zugleich kann kein Zweifel sein, dass die Familienstabilität in den letzten Jahrzehnten massiv abgenommen hat, dass es – bedingt unter anderem durch hohe Scheidungsraten – neuartige familiäre Zusammensetzungen (»patchwork-Familien«) gibt, dass aber auch andere Strukturen das Kernfamilienparadigma ausfüllen (homosexuelle Eltern; Ein-Eltern-Familien). Die gesellschaftliche Analyse gibt der Psychoanalyse das Thema vor, und die Psychoanalyse muss auf dieses Thema eingehen. Sie wiederum ist durch ihre am individuellen Erleben zentrierte, im Einzelfall so genaue Methodik dazu prädestiniert, die persönlichen Folgen der sich wandelnden Familienmuster nachzuzeichnen. Aber sie kann auch sagen, welche Anforderungen an eine gelingende familiäre Sozialisation gestellt werden können, und damit Hilfe leisten für die erzieherischen Aufgaben auch in neuen Familienformen (Kapitel 10: »Neue Familienformen. Herausforderungen und Chancen«). –

Das zweite Segment gesellschaftlicher Veränderungen, durch das die Psychoanalyse herausgefordert ist, ist die Bedrohung der Umwelt. Die natürlichen Ressourcen des Weiterlebens der folgenden Generationen sind nicht mehr gewährleistet. Kinder wachsen in einer Welt der ökologischen Verunsicherung auf. So sind die Folgekosten ökologischer Krisen auf Familie und Erziehung abzuschätzen. Darüber hinaus aber geht die Analyse des Risikoverhaltens, des destruktiven Potentials, das nicht von der Umweltkatastrophe verursacht wird, sondern umgekehrt diese hervorbringt. Denn die ökologische Katastrophe ist kein Naturschicksal, sondern vom Menschen hergestellt (Kapitel 11: »Auf dem Weg zu einer Umweltpsychosomatik«).

Von der psychoanalytischen Erhellung des gesellschaftlichen Selbstzerstörungspotentials, das in der Missachtung der natürlichen Ressourcen der Erde liegt, ist es nur ein kleiner Schritt zur

Untersuchung von Phänomenen der Gewalt, dem sich das diesen Teil abschließende Kapitel widmet (Kapitel 12: »Innere und äußere Gewalt. Der Beitrag der Psychoanalyse zum Verständnis individueller Gewaltbereitschaft und Gewaltverarbeitung im gesellschaftlichen Kontext«).

Die Analyse konzentriert sich auf das Verhältnis zwischen der beobacht- und beschreibbaren äußeren Gewalt und den individuellen bewussten oder unbewussten Gewaltphantasien, so wie sie in Psychoanalysen erfahren werden und die abgekürzt innere Gewalt heißen sollen. Die Psychoanalyse blickt auf gesellschaftliche Verhältnisse immer vermittelt über das Feld der eigenen und spezifischen Empirie, des Erlebens des Einzelnen in der Begegnung mit dem Anderen. Sie kann den Einzelnen freilich nicht als Monade oder als nach außen abgekapselten Kampfplatz innerer Konflikte ansehen. Vielmehr muss sie berücksichtigen, wie die sozialen Einflüsse in die seelischen Verhältnisse des Einzelnen eingreifen. Der Andere, die andere Person, von der bislang die Rede war, wird nun ergänzt durch das Andere der gesellschaftlichen Verhältnisse. Es wird seinerseits durch die Einflüsse des individuellen Seelenlebens bestimmt. Dieses Wechselspiel von Internalisierung und Externalisierung lässt sich am Beispiel der Gewalt, der Gewaltbereitschaft und der Mechanismen der Gewaltverarbeitung gut untersuchen.

Mit anderen Worten: Der Anspruch des Kapitels kann es nicht sein, Gewaltphänomene umfassend zu erklären, immerhin aber trägt es dazu bei, das psycho-soziale Wechselspiel in der Entwicklung von Gewalt(bereitschaft) aufzuklären.

Im vierten Teil des Buches wird es um den Dialog zwischen der Psychoanalyse und den Interpretationswissenschaften gehen, um die Wissenschaften also, die mit Interpretationsverfahren als der ihnen angemessenen Methode arbeiten. Wiederum steht dieser Teil nicht isoliert von den übrigen, sondern verweist auf die Theorie der Intersubjektivität und die Theorie der Repräsentation, so wie sie überall in diesem Buch zugrunde gelegt und entfaltet wird. Zunächst gilt es, die Besonderheit eines psychoanalytischen Interpretationsbegriffs formal herauszuarbeiten. Sie ergibt sich vor allem durch die konstitutive Intersubjektivität, die den Interpretationsleistungen zugrunde liegt. Durch sie unterscheidet sich psychoanalytisches Interpretieren von anderen Interpretationsverfahren, und diese Differenz hat Konsequenzen, von denen nur einige hier vorweggenommen seien.

Die eine Konsequenz ist die Radikalität der Intersubjektivität; denn nicht nur die Interpretation erfolgt im Dialog, sondern auch der Gegenstand psychoanalytischer Interpretation wird allererst in der interpersonalen Beziehung der psychoanalytischen Kur erzeugt. Außerdem dekonstruiert die psychoanalytische Interpretation nicht nur die Selbstinterpretation des Analysanden, sondern auch die Interpretationsleistungen des Analytikers. Es gibt keinen externen Standpunkt, von dem aus die psychoanalytische Deutung ausgesprochen werden könnte (Kapitel 13: »Selbstinterpretation, Beziehung, Deutung. Zum Interpretationsbegriff in der Psychoanalyse«).

Das psychoanalytische Interpretationsverfahren muss sich bewähren, es ist anzuwenden, und zwar auf unterschiedliche kulturelle Erzeugnisse. Dabei kann es nicht mehr um psychoanalytische Deutungen der Kulturschaffenden gehen, wie dies lange Zeit eine fehlgeleitete psychoanalytische Interpretationswissenschaft versuchte. Es kann aber auch nicht darum gehen, die Figuren von Filmen oder Romanen wie Analysanden zu deuten. Vielmehr geht es um eine Ausweitung des Verständnisses kultureller Erzeugnisse, gerade da wo sie schwierig und opak sind. Und zwar soll nicht nur eine psychologische Analyse der Personen geleistet werden. Viel interessanter ist es, und außerdem bislang kaum versucht, die Form eines Kunstwerkes – im Zusammenhang mit dem Inhalt – besser zu verstehen. Anliegen ist also vor allem eine psychoanalytisch angeleitete Formanalyse. Die Hilfen, die Psychoanalyse hier zu leisten vermag, sind zweifacher Natur. Zum einen sind es methodische Hilfen. Gerade das Rätselhafte eines Eindrucks, den ein Kunstwerk hinterlässt, kann ernstgenommen werden und zum Ausgangspunkt einer Interpretation: so lässt sich die offensichtliche Diskrepanz bei der Betrachtung des Filmes »Ghost Dog« (Kapitel 14: »Intertextualität als Vorschein eines Neubeginns. Destruktion und Hoffnung in Jim Jarmuschs Film ›Ghost Dog. The way of the Samurai‹«), dass er ausgesprochen grausam ist und doch nie grausam wirkt, als Ausgangspunkt für eine Interpretation nutzen. In gleicher Weise können Seherfahrungen beim Betrachten einer Degas-Ausstellung (Kapitel 15: »Edgar Degas, die Photographie und der Voyeurismus«) Ausgangspunkt der Interpretation sein; die Tatsache, dass die Eindrücke anerkannt subjektiv sind, ist dabei nicht hinderlich. Objektiviert werden muss nicht die Reaktion eines Einzelnen, sondern die aus ihr methodisch gewonnenen Interpretationsverfahren. – Zum Anderen werden psychoanalytische Inhalte genutzt, um Interpretationen zu erweitern. So ist es möglich, den Roman »Moby Dick« besser zu

verstehen, indem die besondere Romanform als ästhetische Ausdrucksform von Identitätskonzepten verstanden wird.

Mit anderen Worten: Psychoanalytische Identitätskonzepte werden als Interpretationsfolie für die Romanform genutzt (Kapitel 16: »Ästhetische Form und unbewusster Sinn. Selbstfürsorge und Identität in ›Moby Dick‹«).

Der abschließende fünfte Teil knüpft an allen vorhergehenden an. Er beschreibt nicht mehr den Dialog mit anderen Wissenschaften, sondern die Rückwirkungen, die er auf die psychoanalytische Theoriebildung und ihre klinische Theorie hat. Er zieht also die einzelwissenschaftlichen Konsequenzen aus den interdisziplinären Erfahrungen. Denn das ist der Anspruch, der dem vorliegenden Buch implizit unterstellt ist: es soll die Interdisziplinarität fruchtbar werden, und diese Fruchtbarkeit muss sich ablesen lassen, nicht nur indem durch die Interdisziplinarität das Repertoire der Einzelwissenschaft sich erweitert, sondern auch indem in einem zweiten Schritt Themen, die ursprünglich genuin zur Einzelwissenschaft gehören, die den Dialog also scheinbar nicht nötig hatten, verändert wahrgenommen und in neuer Art und Weise diskutiert werden können.

Eine merkwürdige Renaissance einer bereits zu Ende des 19. Jahrhunderts lebendigen Debatte lässt sich für die letzten Jahre konstatieren; das Trauma, als Einbruch einer von außen herrührenden, massiven Verletzung, die die Verarbeitungsmöglichkeiten der Persönlichkeit überfordert, wird im Ursprung vieler verschiedener psychischer Störungen gesehen. Die Traumapsychologie wendet sich gegen die Konfliktpsychologie und scheint sie zu widerlegen. Dringend notwendig ist eine Differenzierung beider Psychologien, um sie einander ins Verhältnis setzen zu können. Dies kann am besten durch die Anwendung der bereits im ersten Teil eingeführten Theorie der Repräsentation gelingen: durch ein Trauma wird die Repräsentationsmöglichkeit selbst in Frage gestellt. Während psychische Konflikte einzelne unassimilierbare Erfahrungen erzeugen, die durch Verdrängung abgewehrt werden, wobei aber die Möglichkeit zur psychischen Repräsentation erhalten bleibt, wird durch ein Trauma die Repräsentationsfunktion selbst angegriffen. Sie ist in Frage gestellt und/oder mehr oder weniger zerstört. Wir hatten aber bereits als zentralen eigenen Ansatz herausgestellt, dass diese Repräsentationsfunktion ursprünglich intersubjektiv verankert ist;

Repräsentationsfähigkeit und Intersubjektivität gehören genetisch zusammen: jene bildet sich nur, wenn die intersubjektiven Erfahrungen ausreichend haltgebend sind. Aus diesem Ansatz

lässt sich schließen, dass traumatisierte Menschen in besonderer, in spezifischer Weise abhängig sind von Anderen, da sie selbst nicht mehr über eine ausreichende Repräsentationsfähigkeit verfügen und sie sich wieder durch interpersonelle Prozesse schaffen müssen (Kapitel 17: »Trauma, Konflikt und Repräsentation«).

Die Verknüpfung einer Theorie der Repräsentation mit der Theorie der Anerkennung des Anderen erlaubt es, andere klinische Phänomene, die dem Verständnis kaum oder gar nicht zugänglich sind, zu erhellen. Der vollendete Suizid stellt eine solche Grenze dar. Dementsprechend sind Suizidhandlung vor allem als Phänomene des narzisstischen Rückzugs verstanden worden. Abgesehen davon, dass hier ein verkürztes Narzissmuskonzept zur Anwendung kommt (siehe unten), drückt sich in dieser Annahme insbesondere die Hilflosigkeit, aber auch die Ausgeschlossenheit derer aus, die nach einem Suizid zurückbleiben. Stattdessen wäre zu fragen: was ist in der Suizidhandlung selbst ausgedrückt? Was also repräsentiert der Suizid? Warum ließ es sich nicht anders repräsentieren? Um auf diese Fragen eine Antwort zu finden, ist es notwendig, die Reaktion des Anderen, die interpersonale Resonanz des Suizidereignisses, mit in die Analyse einzubeziehen. In einer – oft freilich sehr verquerten Art und Weise – dient der Suizid, allem anderen Anschein zum Trotz, dem Leben. Anders gesagt: er stellt oft eine verzweifelte Form dar, etwas auszudrücken, was sich anders nicht sagen lässt. Dadurch kann sich der Zugang zum Suizid verändern. Für die Anderen ist er auch ein Angebot, nämlich etwas verstehen zu können, das bislang nicht verstehbar war und das sich oft nur in dieser extremen Form des Agierens, der szenischen Darstellung, überhaupt zeigen kann (Kapitel 18: »Suizid – Suche nach Beziehung oder Zerstörung des Dialogs?«). Dass dieses Kapitel mit Beispielen nicht nur aus der Klinik, sondern auch aus der Literaturgeschichte arbeitet, verknüpft es im übrigen – auch hier wieder eine Vernetzung der Teile des Buches miteinander – mit dem vorangehenden vierten Teil. – Dass ein intersubjektives Verständnis dessen, was in der selbstzerstörerischen Handlung wie dem Suizid repräsentiert ist, zu neuen Möglichkeiten der Analyse dieser Handlung vordringen kann, gilt nun nicht nur für den Suizid allein; dieser Gedanke lässt sich ausweiten. Er umschließt dann andere in der Konsequenz, wenn nicht in der Intention selbstschädigende Zustände des Leidens. So kann der intersubjektive Ansatz eine grundsätzliche Frage, die sich dem therapeutisch tätigen Psychoanalytiker unabweisbar stellt, warum Leiden so schlecht aufgegeben werden kann, einer Antwort vielleicht ein wenig näher bringen (Kapitel 19: »Das

Festhalten am Leiden«).

Ein weiteres klinisches Phänomen, dem sich die Psychoanalyse nur selten und offensichtlich ungerne stellt, ist die Sucht, und auch in bezug auf die Sucht kann der vorgestellte Ansatz, insbesondere die Theorie der Anerkennung des Anderen hilfreich sein. Sucht entwickelt sich vielleicht aus dem Rausch, ist ihm aber, je länger sie dauert, desto mehr, entgegengesetzt. Der Rausch erweitert die Erfahrungsmöglichkeiten des Ichs, durch den Rausch werden Momente der Nicht-Identität spürbar, die in der einen oder anderen Form dann wieder mit den vorherrschenden Identitätsentwürfen vermittelt werden müssen. Anders in der Sucht; die Sucht lebt davon, dass Identitätsentwürfe stillgestellt werden. Die Sucht substituiert ein Suchtmittel dort, wo die Begegnung mit dem Anderen notwendig, im Wortsinn: notwendig wäre. Die Sucht lässt sich auf die Beziehung zum Objekt, das zu einem Anderen werden könnte, das sich also entziehen könnte, gar nicht erst ein. Der Süchtige weicht der Erfahrung des Mangels aus (Kapitel 20: »Die Sucht und der Andere. Identität und Intersubjektivität in der Sucht«).

Schließlich werden zwei klassische psychoanalytische Konzepte einer Revision unterworfen, und zwar mit jeweils unterschiedlichen Methoden. Das Konzept der Hysterie wird anhand eines Fallbeispiels überdacht. Dabei wird gezeigt, dass die vermeintliche Schwäche der psychoanalytischen Konzepte durchaus als ihre Stärke verstanden werden kann. Hatten sich Psychoanalytiker lange darum gestritten, inwieweit hysterische Symptombildungen auf sog. frühe Störungen oder auf ödipale Konflikte zurückzuführen seien, so kann heute, wo die deskriptive Psychopathologie Sinnzusammenhänge zunehmend zerfasert, in der Unentscheidbarkeit des hysterischen Dilemmas eine Stärke gesehen werden – klarer gesagt, es geht bei Betrachtung hysterischer Phänomene nicht um die Entscheidung, ob die eine oder die andere Ebene vorliegt. Vielmehr gestattet das Konstrukt Hysterie, Zusammenhänge in komplexer Weise neu zu denken (Kapitel 21: »Hysterie heute. Eine Revision«). –

Die zweite Revision betrifft das Narzissmuskonzept, und diese wird nicht anhand des klinischen Falls, sondern anhand einer Relektüre von Freuds klassischem Text aus dem Jahre 1914 durchgeführt. Dass das Narzissmus-Konzept für einen Ansatz, der nach der Rolle des Anderen fragt, eine produktive Provokation darstellt, ist leicht einsichtig. Aber es wird zu zeigen sein, dass der Andere auch im Narzissmus eine Rolle spielt, als das Objekt, das

vermieden werden muss, und sei es um den Preis der Selbstaufgabe, vor allem aber dass der Narzissmus nicht allein gegen die Objektbeziehung, sondern in der Objektbeziehung wirksam ist, oder, vice versa gesprochen, dass in dem augenscheinlichen Rückzug aufs eigene Selbst der Andere ebenfalls präsent sein kann. Der Narzissmus hat auf diese Weise sehr viel mit der Abwehr der Anerkennung des Anderen zu tun, er kann als die Erlebnisinnenseite dieser Abwehr angesehen werden (Kapitel 22: »Zur Einführung des Narzissmus«. Eine Relektüre«).

Das Buch versammelt – in mehr oder weniger überarbeiteter Form – Beiträge der letzten Jahre, die zum größten Teil bereits publiziert wurden, sei es in Sammelbänden, sei es in Zeitschriften. Dabei gehören sie inhaltlich zusammen, sie folgen einigen mir wichtigen wissenschaftlichen Anliegen, die freilich nicht genügend deutlich werden können, wenn sie verstreut veröffentlicht werden. Die beiden hauptsächlichen Anliegen liegen zum einen in der Vernetzung der Psychoanalyse mit den Kulturwissenschaften; zu zeigen war, dass alle Seiten von dieser Vernetzung profitieren können. Das andere Anliegen besteht spezifisch darin zu zeigen, dass eine Theorie der Anerkennung des Anderen, allgemeiner: eine Theorie der Interpersonalität, und eine Theorie des Denkens, der Repräsentation oder der Erfahrungsbildung (alle Begriffe sollen hier als Synonyme verstanden werden) zusammengehören, und dass beide die psychoanalytischen Konzepte ebenso beflügeln, wie sie von ihr profitieren können.